

University of Nebraska - Lincoln

## DigitalCommons@University of Nebraska - Lincoln

---

German Language and Literature Papers

Modern Languages and Literatures, Department  
of

---

2008

### Elise LeBret und Friedrich Hölderlin

Priscilla A. Hayden-Roy

University of Nebraska-Lincoln, [phayden-roy1@unl.edu](mailto:phayden-roy1@unl.edu)

Follow this and additional works at: <https://digitalcommons.unl.edu/modlanggerman>



Part of the [Modern Languages Commons](#)

---

Hayden-Roy, Priscilla A., "Elise LeBret und Friedrich Hölderlin" (2008). *German Language and Literature Papers*. 30.

<https://digitalcommons.unl.edu/modlanggerman/30>

This Article is brought to you for free and open access by the Modern Languages and Literatures, Department of at DigitalCommons@University of Nebraska - Lincoln. It has been accepted for inclusion in German Language and Literature Papers by an authorized administrator of DigitalCommons@University of Nebraska - Lincoln.

## Elise LeBret und Friedrich Hölderlin

Von

Priscilla A. Hayden-Roy

Hölderlins Verhältnis zu Elise LeBret, Tochter des Universitätskanzlers Johann Friedrich LeBret (1732–1807), wird in der bisherigen Forschung wenig Bedeutung beigemessen.<sup>1</sup> Verglichen mit der großen Liebe zu Susette Gontard oder selbst der jugendlich hingebungsvollen Liebe zu Louise Nast scheint diese Beziehung, soweit sie sich aus den spärlichen Quellen rekonstruieren läßt, eher oberflächlich gewesen zu sein. Insbesondere Hölderlins Brief an den Bruder Carl Gok vom 12. Februar 1798 erweckt diesen Eindruck:

*Ich kenne mein Herz und weiß, daß es so kommen mußte, wie es kam. Ich hab' in meiner schönsten Lebenszeit so manchen lieben Tag vertrauert, weil ich Leichtsinn und Geringschätzung dulden mußte, so lange ich nicht der einzige war, der sich bewarb. Nachher fand ich Gefälligkeit und gab Gefälligkeit, aber es war nicht schwer zu merken, daß mein erster tieferer Antheil in dem unverdienten Leiden, das ich duldete, erloschen war. Mit dem dritten Jahre meines Aufenthalts in Tübingen war es aus. Das Übrige war oberflächlich, und ich hab' es genug gebüßt, daß ich noch die zwei letzten Jahre in Tübingen in einem solchen interesselosen Interesse lebte.* (StA VI, 264)

Adolf Becks 1953 erschienener Artikel über „die holde Gestalt“ schien das Schicksal der LeBretin als unbedeutende Nebenfigur in Hölderlins

---

<sup>1</sup> Adolf Beck haben wir die grundlegende Forschung über Elise LeBret zu verdanken: StA VI, Erläuterung zu B 35, 564–566. – „Die holde Gestalt“. Zur biographischen Erläuterung zweier Briefe Hölderlins. In: HJb 1953, 54–62. – Einige Schattenrisse von Hölderlin und seiner Umwelt. Aus dem Besitz Hansmartin Decker-Hauff. In: HJb 19/20, 1975–1977, 387–398; 394–398.

Biographie zu besieghen.<sup>2</sup> Hier konnte er feststellen, daß die unbenannte Frau, von der Hölderlin mit inniger aber resignierter Bewunderung in zwei Briefen an Neuffer (April, September 1792, StA VI, B 50, B 54) sprach, und die bis dahin „fraglos und einstimmig“ mit Elise LeBret identifiziert worden war<sup>3</sup>, in Wirklichkeit eine andere, uns unbekannt Gebliebene war. Unter anderem argumentiert Beck, daß sich das, was Hölderlin „über *die holde Gestalt* und seine Empfindungen für sie sagt, durch die schmerzliche Innigkeit des Tones so sehr von den Äußerungen über Elise LeBret ab[hebt], daß es mit diesen nicht in Einklang zu bringen ist.“ Er konstatiert: „die beiden brieflichen Erwähnungen Elisens aus dem Jahre 1793 entbehren schon der Wärme und der tieferen Freude.“ Auch den Lyriker vermochte sie „nicht in Atem zu halten“.<sup>4</sup>

Lassen wir jedoch die Intensität des Gefühls und die poetische Spurensuche einmal beiseite und fragen stattdessen nach Dauer, Art und Bedingungen dieser Beziehung, so gewinnt sie an Bedeutung, insofern sie den historischen und sozioökonomischen Kontext beleuchtet, in dem sich Hölderlins frühe Erfahrungen mit der Frau und der institutionellen Regulierung der Ehe abspielten und sich die große Spannung in seinem Leben zwischen Bürgerlichkeit und Dichterberuf entwickelte. Hölderlins Verhältnis zu Elise LeBret erstreckte sich über mindestens fünf Jahre (1790–1795). Zu einer Bindung, wohl weniger verbindlich als ein Verlöbnis, aber allem Anschein nach von beiden Familien gebilligt, kam es während der Tübinger Zeit. Die Bindung hatte über die Tübinger Zeit hinaus eine verpflichtende Zukunftsperspektive für beide Familien, die folglich nach Hölderlins Weggang aus Tübingen um seine möglichst baldige Bedienstung – mit Elise als Ehefrau – bemüht waren. Elise LeBrets Bedeutung für Hölderlin liegt also weniger in der Art, wie sie ihn emotional, sondern eher darin, wie sie ihn durch diese Bindung über einen relativ

<sup>2</sup> Der Einfluß von Becks Artikel zeigt sich z. B. in Paul Raabes Studie zu den Briefen Hölderlins, wo die Beziehung zu Elise in einem kurzen Absatz als leer und bedeutungslos, die zu der „holden Gestalt“ dagegen breit ausgemalt und als wesentlich für die Schaffung der Diotima-Gestalt dargestellt wird (Paul Raabe: Die Briefe Hölderlins. Studien zur Entwicklung und Persönlichkeit des Dichters, Stuttgart 1963, 96–102).

<sup>3</sup> Vgl. z. B. Wilhelm Böhm: Hölderlin, Halle 1928, Bd. 1, 104. – Wilhelm Michel: Das Leben Friedrich Hölderlins [Bremen 1940], Darmstadt 1963, 85–87.

<sup>4</sup> Beck: „Die holde Gestalt“ [Anm. 1], 60; 58.

langen Zeitraum formell fesseln konnte, trotz seiner zunehmenden emotionalen Teilnahmslosigkeit.

Wer war die Frau, die so gern eine „feste häusliche Lage“ mit Hölderlin geteilt hätte? Maria Elisabeth LeBret ist den Eltern Johann Friedrich LeBret und Caroline Auguste, geb. von Bühler, am 8. Januar 1774 als sechstes von fünfzehn Kindern, von denen elf erwachsen wurden, geboren worden. Ihre soziale Stellung war deutlich höher als die Hölderlins. Als Günstling des Herzogs Carl Eugen bekleidete ihr Vater höchste Ämter des Landes. Ihre Mutter war die Tochter des Kreisdirektorialgesandten Baron von Bühler; ihre Tante mütterlicherseits war mit dem Kirchenratsdirektor von Hochstetter in Stuttgart verheiratet.<sup>5</sup> Elise kam zwei Monate zu früh auf die Welt, die erste Tochter nach vier Söhnen. Ihre Geburt „erregte große Freude in dem Familienkreise“, heißt es in ihrem Lebensabriß, und „die größte Mühe und Sorgfalt wurde zur Erhaltung dieses ihres neuen Lieblings von Seite der Eltern angewandt“.<sup>6</sup> Über ihre Erziehung und Ausbildung ist wenig bekannt. Der Lebensabriß ihrer Schwester, Maria Charlotte (1776–1839), gibt hier eventuell hilfreiche Hinweise: die Jahre der Kindheit verbrachte Charlotte bei den Eltern; dann wurde sie zu ihrer Tante, Frau Kirchenratsdirektor Hochstetter in Stuttgart geschickt, um „ihre weitere weibliche Ausbildung zu erhalten“.<sup>7</sup> Aus Hölderlins Briefen geht hervor, daß Elise sich häufig in Stuttgart aufhielt; beide Schwestern waren öfter bei dieser Tante zu Besuch. (StA VI, 565) In dieses vornehm-bürgerliche Milieu haben die LeBret-Schwestern jedoch nicht geheiratet: Elise und Charlotte vermählten sich mit respektablen württembergischen Landpfarrern; eine jüngere Schwester, Christiane Friederike (1777–1817), heiratete Christian Friederich Eisenlohr, der

<sup>5</sup> Vgl. StA VI, 565.

<sup>6</sup> Zum Gedächtniß der Frau Marie Elisabeth geb. LeBret, Gattin des Herrn M. Wilhelm Friedrich Ostertag, Pfarrers zu Aich. Nürtingen, 1839, 21 [im folgenden Gedächtnisschrift]. Die Gedächtnisschrift besteht aus drei Teilen, einer Grabrede (1–8), einer Predigt in der Kirche (9–20), und einem Lebensabriß (21–24).

<sup>7</sup> Rede bei der Beerdigung der Frau Charlotte Reyscher, geb. LeBret, Wittwe des weiland Herrn M. Carl Ludwig Reyscher, Pfarrers zu Unterriexingen. Gehalten von Herrn Decan M. Pressel. Nebst einem Lebensabriß der Verstorbenen, Tübingen 1839, 11 [im folgenden Lebensabriß].

es immerhin zum Stadtpfarrer und Dekan brachte.<sup>8</sup> In Elisens Grabrede wird ihr sozialer Abstieg als Zeichen besonderer Tugendhaftigkeit und Genügsamkeit verklärt:

Sie, die der Welt Freuden hätte genießen können, weil die Vorsehung sie in Verhältnisse gesetzt hatte, die ihr Alles darboten, was ein sinnliches Herz fesseln könnte, achtete dieser nicht, denn ihre Liebe fand Freude genug in der gänzlichen Hingabe an Gatten, Tochter, Enkel und Geschwister.<sup>9</sup>

Sicher machte die gehobene soziale Stellung der LeBrets die Töchter attraktiver in den Augen manch eines Bewerbers. Durch die Einflußnahme des Universitätskanzlers LeBret bekam Elisens Mann, Wilhelm Friedrich Ostertag (1768–1845), ein Kompromotionaler Neuffers und Magenaus, seine erste Bedienstung in Wolfenhausen. Die dortige Pfarrei stand unter dem Patronat der Universität Tübingen, und der Pfarrer wurde vom akademischen Senat, wo der Kanzler mitreden durfte, anstatt vom Württembergischen Konsistorium ernannt.<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> Im Baden-Württembergischen Pfarrerbuch (z.Z. als Typoskript zugänglich im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart) wird nur das Geburtsdatum von zwei jüngeren Schwestern angegeben. LeBrets Söhne erhielten offensichtlich gute Ausbildungen und wurden u.a. Professor, Hofrat, Regierungsrat, Arzt, und – in nur einem Fall – Pfarrer. Dieser, Karl Ludwig LeBret (1780–1837), diente ein paar Jahre als Vikar bei Ostertag in Wolfenhausen. Vgl. Kirchenvisitationsakten, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 281 Bü 625 (Wolfenhausen), 1803. – Vgl. auch Wolfram Angelbaur: Das Kanzleramt an der Universität Tübingen und seine Amtsinhaber 1590–1817, Tübingen 1972, Anhang: Johann Friedrich LeBrets Stammbaum.

<sup>9</sup> Gedächtnisschrift, 4. Ähnlich heißt es in Charlottens Grabrede: „die Einförmigkeit des Landlebens, worüber manche geborne Städterinnen seufzen, ward von der Verstorbenen, die in Menschen und Dingen vorzugsweise das Gute anzuerkennen und zu schätzen geneigt war, bei ihrem einfachen Sinne kaum empfunden“. Lebensabriß Charlotte Reyscher, 12.

<sup>10</sup> Vgl. Hans-Wolf Thümmel: Die Tübinger Universitätsverfassung im Zeitalter des Absolutismus, Tübingen 1975, 113 (über den Kanzler als stimmberechtigtes Mitglied des akademischen Senats); 150 (über die Aufgabe des Senats, die Pfarrer für die Kirchen, über die er das Patronatsrecht hatte, zu wählen). Das Patronatsrecht umfaßte gewöhnlich das Recht der Besetzung einer Pfarrei, die jedoch nur mit einem vom Konsistorium geprüften Bewerber erfolgen konnte (Nomination und Präsentation). Mit dem Patronatsrecht konnten Einkünfte von

Ihrem Lebensabriß zufolge wurde Elise in der zweiten Hälfte des Jahres 1799 mit ihrem künftigen Mann bekannt und wurde mit ihm gleich nach seiner Ernennung in Wolfenhausen im Oktober desselben Jahres getraut.<sup>11</sup> Dort erwies sich Ostertag als vorbildhafter Kirchenmann, auch in seinem Privatleben, wie der Visitor in seinem Bericht vom Jahr 1802 notiert:

Ein Mann von guten Gaben u. Kenntnißen, der solche durch privat studien, besonders der Exegese u. homiletic, vermehrt, auch eine ordentl. Bibliothec besitzt; Er legt sich mit fleiß auf alle Theile s. Amts, u. ist deßwegen bei der Gemeine beliebt; ist thätig, liebe reich u. uneigennützig, führt einen gesetzten Wandel u. zufriedene Ehe. Gemeine sagt, es könne ihm niemand zu, Er suche seines gleichen.<sup>12</sup>

Obwohl er nicht in die kirchliche Hierarchie aufgestiegen ist, wurde seine Zuverlässigkeit im Amt durch seine zwei Beförderungen, 1814 nach Enzweihingen und 1822 nach Aich, durchaus vom Konsistorium anerkannt. Zu diesem Erfolg trug auch Elise in ihrer Rolle als seine den Haushalt führende Ehefrau bei. Ihr wurde nachgerühmt, sie habe „mit [...] unermüdeten Thätigkeit [...] die Pflichten ihres häuslichen Berufs [erfüllt]“, „den Bedürfnissen ihres Gatten [...] liebevolle Aufmerksamkeit [gewidmet]“ und „eigene Leiden vergessend, an den Leiden der Ihrigen

dem betreffenden Ort (z.B. der Zehnte) verbunden sein, aber auch gewisse Lasten, wie die Pfarrbesoldung, die Baupflicht am Pfarrhaus und der Kirche. In Württemberg gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben der Krone noch eine Vielzahl von Patronatsherrschaften. Die größte Gruppe bildete der Adel (mediatisierte Fürsten und Ritterschaft). L. A. Neubert führt in seinem 'Pfarrbuch oder die Pfarreien Wirtembergs evangelischen Antheils, nach ihrer Eintheilung, Lage, Einkommen und Patronatsverhältnissen', (Ulm, 1820, 251–258), insgesamt 62 Patronatsherren und knapp 140 adlige Patronatsorte auf. Doch konnten auch Institutionen wie die Tübinger Universität oder das Nürtinger Spital (vgl. weiter unten) Inhaber von Patronatsrechten sein, ebenso besaßen einzelne Orte das Recht der Pfarrerrwahl. Herrn Dr. Hermann Ehmer (Landeskirchliches Archiv Stuttgart) danke ich für seine Hilfe bei der Erklärung dieser Sachlage.

<sup>11</sup> Gedächtnisschrift, 22. Die Hochzeit fand am 28. Oktober 1799 in Tübingen statt; vgl. Baden-Württembergisches Pfarrerbuch, Landeskirchliches Archiv Stuttgart, unter Wilhelm Friedrich Ostertag.

<sup>12</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 281 Bü 625, 1802.

den gefühlvollsten Antheil [genommen]“<sup>13</sup> – sicher ein konventionelles Lob, dem jedoch zu entnehmen ist, Elise habe sich in ihre Pflichten als Pfarrfrau zu schicken gewußt.

Aus der Gedächtnispredigt geht trotz ihrer Konventionalität hervor, daß der Anfang der Ehe schwierig, vielleicht sogar gespannt war: „Ach, in den ersten Jahren des Ehestandes hatte die Selige oft so bange Ahnungen einer baldigen Trennung; manche körperliche Leiden derselben ließen selbst den Gatten die Hoffnung nicht festhalten, daß das Glück dieser Ehe so lange dauern werde“. Darüber hinaus blieb die Ehe sechs Jahre kinderlos.<sup>14</sup> Dann scheint Elise ihr Gleichgewicht an Ostertags Seite gefunden zu haben, obwohl sie von weiteren harten Schlägen getroffen wurde. Ihr erstgeborenes Kind, ein Sohn, starb im Alter von sieben Jahren. Von den drei Töchtern, die ihm folgten, wurde nur eine, Caroline Auguste (1808–1880), erwachsen. Diese nach Elisens Mutter genannte Tochter heiratete Johannes von Schlayer (1802–1860), Minister des Inneren, und gelangte so ins soziale Milieu ihrer Mutter zurück. An ihr und ihren Kindern hing Elise mit besonderer Liebe. Als kranke Frau am Ende ihres Lebens war „das wohlthuendste ein Besuch ihrer Frau Tochter [...], der ihrem Geiste und ihrem Körper gleichsam neue Kraft zu geben schien“.<sup>15</sup> An der Seite einer besonders geliebten Enkelin, die bei den Großeltern in Aich starb und dort begraben wurde, verlangte Elise nach ihrem Tod auch zu ruhen.<sup>16</sup> Elise Ostertag starb am 24. September 1839 nach fast 40jähriger Ehe in Aich; ihr Mann überlebte sie sechs weitere Jahre.

Als Hölderlin und Elise sich 1790 näher kamen, war sie erst sechzehn Jahre alt, fünf Jahre jünger als Louise Nast, als Hölderlin im Frühjahr 1789 das Verlöbniß mit ihr auflöste. Das Verhältnis zu Louise hatte ihn gezwungen, den Konflikt zwischen zwei miteinander konkurrierenden Ansprüchen auf seine Zukunft ins Auge zu fassen: einerseits dem mütterlichen Gebot, Pfarrer zu werden; andererseits dem eigenen Wunsch, Dichter zu werden. Das Verlöbniß hatte ihn zum Pfarramt verpflichtet, denn nur mit einer Bedienstung wäre er in der Lage gewesen – nicht nur

<sup>13</sup> Gedächtnisschrift, 6.

<sup>14</sup> Gedächtnisschrift, 18; 22.

<sup>15</sup> Gedächtnisschrift, 23.

<sup>16</sup> Ebd.

finanziell, sondern auch im Hinblick auf die damalige soziale Regulierung der Ehe durch Familie, Kirche und Staat – zu heiraten. Schon zu diesem Zeitpunkt spürte Hölderlin jedoch, daß die Entscheidung für die Pfarre (und die Ehe) möglicherweise seine dichterischen Ambitionen zunichte machen könnte. Unter diesen Umständen, das wußte er schon, müßte er unbefriedigt, unglücklich, ja sogar krank bleiben. In diesem Sinne schreibt er an Louise im April 1789:

*Ich wolte Dich nicht binden, weil es ungewiß ist, ob jener mein ewiger Wunsch jemals erfüllt, ob jemals dieser – eben menschliche – Ehrgeiz befriedigt wird, ob ich also jemals ganz heiter, ganz froh und gesund werden kan. Und ohne diß würdest Du nie ganz glücklich mit mir sein.*

(StA VI, 51)

Auf die Benachrichtigung hin durch seine Mutter im Jahr 1791, Louise Nast sei verlobt, bringt er den eigenen Konflikt auf den Punkt:

*Bei Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß ich seit Jar und Tagen fest im Sinne habe, nie zu freien. Sie können's immerhin für Ernst aufnehmen. Mein sonderbarer Karakter, meine Launen, mein Hang zu Projekten, u. (um nur recht die Warheit zu sagen) mein Ehrgeiz – alles Züge, die sich one Gefar nie ganz ausrotten lassen – lassen mich nicht hoffen, daß ich im ruhigen Ehestande, auf einer friedlichen Pfarre glücklich sein werde.*

(StA VI, 68)

Hölderlin schrieb diese Zeilen im Juni 1791, als er sich noch in der beglückendsten Phase der Liebe zu Elise LeBret befand, was noch einmal auf die konfliktreiche Natur der Beziehung hinweist, wie auch auf die Schwierigkeit, sie adäquat zu interpretieren.

Wir wenden uns nun den spärlichen brieflichen Quellen zu, um uns zumindest ein skizzenhaftes Bild vom Ablauf der Beziehung zu machen, Hypothesen zu den Interessen und Handlungsmotiven der Beteiligten aufzustellen und das Verhältnis in den sozioökonomischen Kontext der Pfarrehe im Württemberg des 18. Jahrhunderts zu setzen.

Am 8. November 1790, anderthalb Jahre nach der Trennung von Louise Nast, gesteht Hölderlin offensichtlich etwas beschämt in einem Brief an Neuffer, wie er vor kurzem Elise LeBret näher gekommen ist:



*Warum ich Dir so lange nicht geschrieben habe, hat Dir gewiß längst geahndet – Laider! laider! aus bösem Gewissen.*

Video meliora proboque

Deteriora sequor.

*Doch so ganz schlimm stehts eben nicht. Aus Gelegenheit einer Auction, wo ich freilich keinen Beruf hatte, kam ich Ihr nahe – erst kalte Blicke – dann versöhnliche – dann Complimente – dann Erinnerungen und Entschuldigungen –! so wars von beiden Seiten. Seelenvergnügt gieng ich weg, nahm mir aber doch bei kälterem Blute vor, wie zuvor, den zurückhaltenen zu spielen, und bin bisher meinem Vorsatz getreu gewesen – das heißt – im Durchschnitt! (StA VI, 56)*

Neuffer muß schon vor diesem Brief von Hölderlins Neigung zu der zunächst abweisenden Kanzlerstochter gewußt und den Freund vor einer weiteren Verwicklung mit ihr gewarnt haben, möglicherweise weil er die gespannte Vorgeschichte der Begegnung schon kannte.<sup>17</sup> Den „kalten Blicken“, wie auch den „Erinnerungen und Entschuldigungen“ ist zu entnehmen, daß Mißverständnisse und Verstimmungen der Wiederbegegnung bei der Auktion vorangegangen sind, die erst bei dieser Gelegenheit zumindest vorübergehend beseitigt werden konnten. Hölderlin muß die Klugheit des Rates Neuffer gegenüber schon eingestanden haben („video meliora proboque“) und genierte sich nun, dem Freund zu offenbaren, „dem Schlechteren“, nämlich den Trieben seines Herzens, gefolgt zu sein. Eine Stelle aus dem Brief an den Bruder vom Jahr 1798 wirft eventuell Licht auf die Ursache der Verstimmungen: „Ich hab’ in meiner schönsten Lebenszeit so manchen lieben Tag vertrauert, weil ich Leichtsinns und Geringschätzung dulden mußte, so lange ich nicht der einzige war, der sich bewarb.“ (StA VI, 264) Die junge, wohl etwas leichtsinnige Elise ließ sich offenbar gern von mehr als einem Liebhaber umwerben. Ob sie nach der Verständigung bei der Auktion von ihren Koketterien Abstand nahm, ist unklar. Magenaus Erinnerungen in seiner Lebensskizze deuten eher auf ein grundsätzlich schwieriges Verhältnis: „Ungünstige Liebe, amor

<sup>17</sup> Nach Michel konnte Neuffer ihn grundsätzlich vor „zu früher Liebe“ gewarnt haben; er bezieht sich dabei auf Neuffers Gedicht ‘Warnung vor früher Liebe’ [Anm. 3, 86], das allerdings, wenn die Datierungen in der 1816 von Neuffer herausgegebenen Sammlung eigener ‘Auserlesene[r] lyrische[r] Gedichte’ zuverlässig sind, erst im Jahr 1807 entstanden ist.

*cappricio* hat ihm Tübingen manchesmal verbittert, doch war er nicht taub gegen die Warnungen u. Bestrafungen seiner Freunde.“ (StA VII 1, 396) Adolf Beck vermutet, Neuffers 1792 verfaßtes Gedicht ‘An Amadis’ könne auf Hölderlins Liebesgram in der Beziehung zu Elise anspielen. Hier wird dem angesprochenen Amadis Mut gemacht, die „Thörinn“, die ihm untreu war, zu vergessen:

Blüh’n, wenn des Lenzens Tulpen entblättert sind,  
 Nicht andre Blumen, schöner und würziger?  
 Und wolltest du die Töchter Florens  
 Alle, wenn Eine versagt ist, hassen?  
 Und ist die Thörinn, welche mit Uebermuth  
 Und schnödem Undank heiliger Pflicht vergaß,  
 Der Thränen werth, die du so reichlich  
 Ihr zum Triumphe noch immer zollest? (StA VII 1, 250f., v. 17–24)

Wie dem auch sei, Hölderlin muß entgegen seinem Vorsatz immer weniger „den Zurückhaltenden“ gespielt haben, und in den kommenden Monaten verbrachte er beglückte Stunden mit seinem „Herzensmädchen“. Ende 1790 bis Anfang 1791 entstehen die drei an Elise gerichteten Lyda-Gedichte: ‘Meine Genesung. An Lyda’, ‘Melodie. An Lyda’ und ‘An Lyda’.<sup>18</sup> Den Namen Lyda kann Hölderlin, wie Gaier vermutet,<sup>19</sup> dem

<sup>18</sup> Letzteres nur unvollständig und ohne Titel überliefert. Die FHA gibt ihm den Titel ‘Abschied an Lyda’. Ulrich Gaier setzt die Datierung des letzten Lyda-Gedichtes ‘An Lyda’ und der ‘Hymne an den Genius Griechenlands’ (beide sind handschriftlich auf einem Doppelblatt überliefert) in Übereinstimmung mit der StA Ende 1790/Anfang 1791 an (die FHA datiert dagegen auf den Herbst 1791), u.a. wegen der Stolbergischen Dithyrambik in der Hymne, die „in der Dichtung Hölderlins um das Jahresende 1791/92 ungewöhnlich“ wäre. (Ulrich Gaier: Hölderlin. Eine Einführung, Tübingen/Basel 1993, 34f.) Die Datierung in der FHA wird biographisch begründet: das Abschiedsgedicht solle „den fehlschlagenden Versuch, die Verbindung mit Elise LeBret wieder zu lösen“ dokumentieren; dieser wird mit einem fragwürdigen Hinweis auf Hölderlins Brief an Neuffer vom 28. November 1791 (B 47, StA VI, 70f.) belegt. Vgl. FHA 2, 141.

<sup>19</sup> Gaier [Anm. 18], 34f. Über den Einfluß Stolbergs auf den jungen Hölderlin vgl. Adolf Beck: Hölderlin und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Die Anfänge des hymnischen Stiles bei Hölderlin. In: Iduna 1944, 88–114.

Hainbundsichter Friedrich Leopold Graf zu Stolberg entlehnt haben, der zwischen 1779 und 1781 drei Gedichte an seine „Lyda“ schrieb.<sup>20</sup> Möglicherweise wollte Hölderlin auf das sinnliche Liebeserlebnis anspielen, das Stolberg vor allem in seinem zweiten Gedicht ‘An Lyda’ so genüsslich beschreibt,<sup>21</sup> denn außer dem „lispelnde[n] Gekose“ der Liebhaber in Hölderlins ‘Melodie’ haben seine Lyda-Gedichte inhaltlich wenig mit den Stolberg’schen gemein. Andere Gedichte können allerdings auch als mögliche Quellen für den Namen gedient haben: etwa Carl Philipp Conzens ‘Frühlingslied eines um seine verstorbene Geliebte Traurenden’ (in Stäudlins ‘Musenalmanach auf das Jahr 1782’ erschienen), Gotthold Friedrich Stäudlins ‘Lyda an die Vergessenheit’ (im ‘Musenalmanach auf das Jahr 1787’ erschienen) oder Friedrich Matthissons ‘Theon an Lyda’ (1787 erschienen).<sup>22</sup> In ‘Meine Genesung’ thematisiert Hölderlin die heilende Kraft von Lydas Liebe, die aufheiternd und stärkend auf das niedergeschlagene Gemüt des Dichters wirkt und ihn über seine „Peiniger[ ]“ und „die blaiche Sorge“ hinwegtröstet. (I, 121) Mit deutlichen Anklängen an Schillers ‘Fantasie an Laura’, vielleicht auch an Stolbergs ‘Über die Fülle des Herzens’<sup>23</sup> komponiert Hölderlin in ‘Melodie’ ein Lied auf die

<sup>20</sup> Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, 20 Bde., Hamburg 1827. Die Lyda-Gedichte befinden sich im ersten Band: ‘Lied’, 236 f.; ‘An Lyda’, 238; ‘Die Erscheinung’, 281–283.

<sup>21</sup> „[...] Roth und blaß / Wallet zärtliches Verlangen / Zitternd über meine Wangen, / [...]. // Meine heißen Lippen beben; / Athme, Lyda, neues Leben, / Küsse Wonne mir hinein! Lechzend sinken meine Augen; / Laß aus deinem Blick sie saugen / Honig, Milch und Labewein!“ Stolberg [Anm. 20], 238.

<sup>22</sup> Stäudlins ‘Lyda an die Vergessenheit’ ist in Paul Böckmann: Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins (Tübingen 1965) wieder abgedruckt; Matthissons ‘Theon an Lyda’, zuerst in: Gedichte von Friedrich Matthisson (Mannheim 1787) gedruckt, befindet sich auch in: Friedrich Matthissons Gedichte, hrsg. von Gottfried Bölsing (Tübingen 1912), 53. Böckmann weist auf ein paar mögliche Anklänge an Conzens wie auch an Stäudlins Lyda-Gedichte in Hölderlins erstem Lyda-Gedicht ‘Meine Genesung’ hin; größere sprachliche, bzw. thematische Zusammenhänge lassen sich allerdings nicht feststellen (Hymnische Dichtung, 324).

<sup>23</sup> Über den Einfluß Schillers auf ‘Melodie’ vgl. u.a. Karl Viëtor: Die Lyrik Hölderlins. Eine analytische Untersuchung, Frankfurt a.M. 1921, 41 f. – Michel [Anm. 3], 76. – Friedrich Beißner sieht zwar Ähnlichkeiten zwischen ‘Melodie’ und Schillers ‘Fantasie an Laura’, behauptet aber, der leitende Gedanke in Hölderlins Gedicht stehe „in genauem Gegensatz zu Schillers“: Hölderlin wolle zei-

kosmische, allumgreifende harmonische Kraft der Liebe, in der die großen Gegensätze des Universums dynamisch vereint werden: „Erd’ und Himmel“, „Lüftchen“ und „Donner“, das von Liebe träumende Mädchen und der nach Heldentum strebende Junge, Tod und Leben, die zerstörerische Kraft der Natur und der noch gewaltigere Klang des Gesangs. Die letzten drei Strophen sind dem Liebesbund zwischen Lyda und dem Dichter gewidmet. Wenn, wie anzunehmen ist, Hölderlin seiner Lyda eine handschriftliche Kopie des Gedichts überreicht hat, so müssen folgende Zeilen für sie recht deutlich auf eine gemeinsame Zukunft mit ihm hingedeutet haben:

---

gen, wie „die *Melodie* durch die transzendierende *Liebe* die *Seele* vom *Leibe* löst und zu sich in ein körperloses, freieres Reich des Geistes herüberzieht“, während Schiller „die Vereinigung des Körpers und der Seele durch die Liebe“ besinge (StA I, 421). Dem ist entgegenzuhalten, daß beide Gedichte sich auf die Vereinigung von Zeit und Ewigkeit als kulminierende Wirkung der Liebe hinbewegen. In ‘Melodie’ wird durch die Erwähnung „der Liebe Schöpferhand“ in der ersten Strophe die Spanne vom Anfang bis zum Ende der Zeit sogar noch klarer betont als bei Schiller. Zwar stellt Hölderlin sich und seine Geliebte am Ende der Zeit – im Gegensatz zu Schiller – als körperlose Seelen dar, thematische Mitte beider Gedichte bleibt jedoch die Vorstellung der alles in sich einenden Liebe, die sogar den Gegensatz zwischen Zeit und Ewigkeit aufzuheben vermag. Zum Einfluß Stolbergs: Hölderlin kannte Stolbergs Aufsatz (vgl. Beck [Anm. 19], 95, der Anklänge in ‘Die Tek’ und ‘Hymne an die Freundschaft’ findet); folgende Passage, in der eine einzige, alles in sich einende Kraft den Gegensatz zwischen der lieblichen und der zerstörerischen Natur in sich vereint, erinnert an Hölderlins ‘Melodie’: „O, dasselbe unterirdische Feuer, welches durch die Adern der Erde zeugende Wärme verbreitet, Bäume und Gras hervorbringt und Blümchen, die, sich spiegelnd, hin und her wanken am klaren Bach, eben dasselbe Feuer steigt wie ein Adler empor in den Klüften des Ätna, entströmt in roten Flammen seinem offenen Schlunde, wälzt Verderben durch blühende Täler und stürzt sich donnernd in den Ozean.“ (Der Göttinger Hain, hrsg. von Alfred Kelletat, Stuttgart 1967, 233.) In diesem Zusammenhang sei noch Hölderlins Begegnung mit einer neuplatonischen Philosophie der liebenden Vereinigung erwähnt, wie sie in den einschlägigen Aufsätzen von Hemsterhuis, Herder, Shaftesbury, Schiller (‘Theosophie des Julius’) und in Heinses ‘Ardinghello’ zu Wort kommt; vgl. dazu die Textauszüge in: Hölderlin und der deutsche Idealismus. Dokumente und Kommentare zu Hölderlins philosophischer Entwicklung und den philosophisch-kulturellen Kontexten seiner Zeit, hrsg. von Christophe Jamme und Frank Völkel, Bd. 1 (1788–1793), Stuttgart 2003, 374–416.

*Reizender erglüht der Wangen Rose,  
 Flammenathem haucht der Purpurmund,  
 Hingebannt bei lispelndem Gekose  
 Schwört die Liebe den Vermählungsbund;* (StA I, 123, v. 49–52)<sup>24</sup>

Daß es sehr früh, wohl nur ein paar Monate nach der ersten Annäherung im Herbst 1790, zu einer Verbindung mit Zukunftsperspektive kam, deckt sich auch mit Hölderlins Brief an die Mutter vom Jahr 1799: „[...] es ist das traurige bei solchen jugendlichen Bekantschaften, daß man sich erst kennen lernt, wenn man sich schon gegenseitig attachirt hat.“ (StA VI, 362) Auch im dritten Lyda-Gedicht ist die Rede von einer dauerhaften, ja ewigen Verbindung:

*Sieh! im Stolze hatt' ich oft geschworen,  
 Unvergänglich dieser Herzverein!  
 Lyda mir, zum Heile mir geboren  
 Lyda mein, wie meine Seele mein,* (StA I, 128, v. 17–20)

*Stille wallst du nun am Rebenhügel  
 Wo ich dich und deinen Himmel fand,  
 Wo dein Auge, deiner Würde Spiegel  
 Mich allmächtig, ewig an dich band!* (StA I, 128f., v. 25–28)

Allerdings steht dieses Gedicht unter dem Zeichen einer Trennung. Ob Hölderlin hier auf eine Unstimmigkeit in der Beziehung reagiert, ist ungewiß; zu einer endgültigen Trennung ist es auf jeden Fall zu diesem Zeitpunkt noch nicht gekommen.

Hölderlins 'Lyda'-Gedichte befassen sich in der Hauptsache mit abstrakten Ideen und Gedankenkomplexen. Sie sind Ausdruck seiner Begeisterung für die Liebe als dichterisch beflügelnde Macht, viel weniger für die Person Elisens, die er nach eigenem Eingeständnis zu diesem Zeitpunkt noch kaum kannte. „Guter Gott!“ schreibt er im Januar 1795 an Neuffer über das Verhältnis zu Elise, „es waren seelige Tage, da ich, ohne

<sup>24</sup> Auch diese Zeilen erinnern an Schillers 'Fantasie an Laura': „Und was ists, das, wenn mich Laura küsset, Purpurflammen auf die Wangen geußt [...]“. Schillers Werke. National Ausgabe. Bd. 1. Gedichte 1776–1799, Weimar 1943, 47.

sie zu kennen, mein Ideal in sie übertrug, und über meine Unwürdigkeit trauerte.“ (StA VI, 153)

Zwischen 1791 und 1793 lassen die wenigen vereinzelt Erwähnungen Elisens in der Korrespondenz nur ein sehr unvollständiges, zum Teil widerspruchsvolles Bild von der Beziehung entstehen. Im November 1791 schreibt Hölderlin noch aus der Begeisterung an Neuffer:

*Mein Herzensmädchen hält mich eben immer noch in süßen Banden, entfernt sie mich schon von ihr. Aber königlich wird's mir vergütet, wenn ich 14 Tage und länger darben mußte. So war's gestern. Ich bin deß täglich gewisser, daß Lieb und Freundschaft die Fittige sind, auf denen wir jedes Ziel erschwingen.* (StA VI, 70)

Hier ist die Rede von Elisens häufigen Aufenthalten in Stuttgart, wohl bei ihrer Tante Hochstetter. Elisens ‚königliche Vergütung‘ seines Wartens auf sie dürfte zu verstehen geben, daß sie nicht gerade kärglich oder zurückhaltend war mit ihren Liebesbezeugungen. Das war ja nicht ungefährlich für ein Mädchen aus gutem Hause. Man fragt sich, ob der Scherenschnitt von der ihre Tochter mahnenden Kanzlerin LeBret („Domina Cancellaria filiam admonens“) eher auf diesen leichtfertigen Zug in ihrer Tochter, als auf die fragliche Wahl eines Partners in der Person Hölderlins, wie Adolf Beck es sich vorstellt, anspielen könnte.<sup>25</sup> Hölderlins Wahl des Namens Lyda läßt sich, wie oben erwähnt, eventuell auch so deuten. Die bevorzugte Bezeichnung des Verhältnisses in seinen Briefen als seine Tübinger „Thorheiten“ läßt sich vielleicht auch so verstehen. (StA VI, B 85, B 107) Dafür spricht ein wichtiger Zusammenhang mit dem späteren Verhältnis zu Wilhelmine Kirms, den Hölderlin 1798 in einem Brief an den Bruder erläutert: erst durch den Umgang mit Elise habe sich eine „Frivolität“ in seinen Charakter eingeschlichen, „aus der ich nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand.“ (StA VI, 264) Beck deutet diese Passage bekanntlich als Anspielung auf die Affäre mit der Kirms, aus der sehr wahrscheinlich ein uneheliches Kind hervorgegangen

---

<sup>25</sup> Den Schattenriß entdeckte Adolf Beck: Einige Schattenrisse [Anm. 1], 394f.

ist.<sup>26</sup> Die „Frivolität“ könnte hier als unbesonnene Sinnlichkeit verstanden werden, die sich erst in der Beziehung zu Elise „eingeschlichen“ hatte, sich aber freilich im weit entfernten Waltershausen unbehindert intensivieren konnte. Nur wenige Monate vor der Zeugung dieses Kindes schreibt ein nicht gerade redlicher Hölderlin an seine Mutter:

*Es ist aber übrigens gut, daß ich so zuweilen durch die Erinnerung an meine alten Thorheiten, die doch auch ihr Gutes hatten, vor neuen gewarnt werde, wiewol in diesem Eremitenleben die Gelegenheit gänzlich mangelt.* (StA VI, 130)

Die Mutter soll seine „alten Thorheiten“ generell als das Verhalten ihres Sohnes verstehen, das zu einer ungewollten Bindung mit Elise geführt hatte. Die uns bekannte sinnliche Natur der ‚neuen‘ Thorheiten könnte jedoch die spezifische Bedeutung der „alten Thorheiten“ aufdecken, an die Hölderlin möglicherweise an dieser Stelle gedacht hat.

Im November 1791 scheint Hölderlin jedenfalls Elisens Gefälligkeiten nur genossen zu haben. Rückblickend schreibt Hölderlin 1798 jedoch an den Bruder, die Beziehung sei schon zu dieser Zeit „aus“ gewesen. Beck geht von der Richtigkeit der späteren Aussage aus, denn so kann er es erklären, daß Hölderlins Herz für die Begegnung mit der „holden Gestalt“ im Frühjahr 1792 offen war. Aber im März 1792 schreibt Magenau als Antwort auf Hölderlins vor kurzem angekommenen Brief: „Herzlich freut es mich, daß Dein Libes Gram endlich dahin ist, möcht ers doch ewig bleiben.“ (StA VII 1, 24) Nur etwa einen Monat vor der Begegnung mit der Unbenannten scheint Hölderlin mit der Beziehung mit Elise noch zufrieden zu sein.

Aber im April 1792 erscheint die „holde Gestalt“ zum ersten Mal in einem Brief an Neuffer, und auf einmal bekennt Hölderlin resigniert, die schöne Blume der Liebe werde nie für ihn auf Erden blühen. Er werde sich mit einer viel geringeren Freude, womit nur Elise gemeint sein kann, begnügen müssen: „Aber ists nicht thörigt und undankbar, ewige Freude zu wollen, wenn man glücklich genug war, sich ein wenig freuen zu dür-

---

<sup>26</sup> Adolf Beck: Die Gesellschafterin Charlottens von Kalb. Eine Episode im Leben Hölderlins. Versuch der Sammlung und Erklärung archivalischer Dokumente. In: HJb 10, 1957, 46–66; 64f.

fen.“ (StA VI, 75) Und er schreibt weiter: „Der Adel und die Stille in ihrem Wesen kontrastiert ziemlich zu den Geschöpfen hier u. anderswo, die überall bemerkt, und immer witzig sein, u. ewig nichts als lachen wollen.“ (StA VI, 76) – eine weitere Anspielung auf Elise?

Im September 1792 erwähnt Hölderlin ein zweites und letztes Mal das „sanfte, schöne Wesen“ in Stuttgart, an das er so selten wie möglich zu denken versucht. (StA VI, 81) Im Frühjahr 1793 sind seine Gedanken wieder auf Elise gerichtet, nach der er Neuffer inständig fragt: „Hast Du die Lebr. auch unterdeß gesehen? oder gesprochen? Schreib mir doch.“ (StA VI, 83) Im Mai desselben Jahres schreibt er wieder an Neuffer: „Meine Herzenskönigin ist ja noch bei euch drunten. Ich vermisste das gute Mädchen recht oft.“ (StA VI, 84) Beck konstatiert, diese beiden brieflichen Erwähnungen aus dem Jahre 1793 „entbehren schon der Wärme und der tieferen Freude.“<sup>27</sup> Aber im August schreibt der von seiner Liebe zu Rosine Stäudlin beseelte Neuffer wohlwollend an den Freund: „Ich möchte doch auch wissen, wie Du mit Elisen ständest. Es verlangt mich herzlich, das zu erfahren. Ich möchte gern alle meine Freunde so glücklich wissen, als ich selbst bin.“ (StA VII 1, 36) Neuffer scheint hier nicht zu bezweifeln, daß sich ein ähnlich großes Glück zwischen Hölderlin und Elise entfalten könnte; von einer grundsätzlichen Enttäuschung oder Resignation in der Beziehung scheint Hölderlins vertrautester Freund nichts zu wissen.

Es ist aufgrund dieser spärlichen, widersprüchlichen Zeugnisse, die über einen Zeitraum von drei Jahren verstreut sind, unmöglich, sich ein klares Bild von der Beziehung zwischen Hölderlin und Elise LeBret zu machen. Beck läßt sich sehr von den späteren Aussagen leiten und schlußfolgert, die Entwicklung der Beziehung bis 1793 stehe „gleichsam unter zwei Motti: »ich glaube nicht, daß wir zusammen taugten«, und: »Mit dem dritten Jahre meines Aufenthalts in Tübingen war es aus«“.<sup>28</sup> Auch wenn Hölderlin das Verhältnis später so beurteilen wird, hat er während der

<sup>27</sup> Beck: „Die holde Gestalt“ [Anm. 1], 58. Zu diesem Brief schreibt er weiter: „Das Beiwort *gut* in Verbindung mit vertrauten Personen ist in Hölderlins Briefen seit Tübingen recht häufig und fast immer unmerkliches Zeichen des Abstandes und der leisen Überlegenheit.“

<sup>28</sup> Beck: Einige Schattenrisse [Anm. 1], 395.



Tübinger Zeit seinen vertrautesten Freunden gegenüber diese Meinung nicht konsequent geäußert. Eher scheint es ein Auf und Ab in der Beziehung gegeben zu haben.

Kurz vor seiner Abreise nach Waltershausen im Dezember 1793 traf er sich noch mit Neuffer in Stuttgart und sprach mit ihm unter anderem über Elise LeBret. Rückblickend schreibt er im Januar 1795 über dieses Gespräch: „Ich sagte Dir noch vor meiner Abreise, wenn ich mich recht erinnere, daß ich mit dem guten Kinde manche frohe Stunde gehabt, auch freilich manche bittre, daß ich aber, so wie ich sie näher hätte kennen lernen eine engere Verbindung nie hätte wünschen können.“ (StA VI, 153)

Zu dieser Zeit, kommentiert Beck, habe sich Hölderlin „des Gedankens an eine Verbindung fürs Leben, an dem Elise noch festhielt, entschlagen.“ (StA VI, 566) Richtig ist zwar, daß Hölderlin die Verbindung zu diesem Zeitpunkt persönlich nicht mehr wollte, aber aus der darauf folgenden Korrespondenz geht hervor, daß die Verbindung nicht mehr Privatsache des Paares war, sondern von den Eltern auf beiden Seiten schon besprochen und gebilligt worden war. Wir wissen nicht, wann es zu dieser Verständigung mit den Eltern kam, klar ist nur, daß im kommenden Jahr die Eltern auf beiden Seiten sich um eine dauerhaftere Verbindung zwischen ihren Kindern durch die Suche nach einer passenden Bedienstung für Hölderlin bemühten. Die Verbindung war nunmehr auf den Einstieg ins bürgerliche Amt, in Ehestand und Haushalt gerichtet. Sie mußte folglich den alten Konflikt zwischen Dichterberuf und bürgerlichem Leben in Hölderlin auslösen, wie zuvor bei der Verlobung mit Louise Nast.

Die Verbindung zu Elise LeBret ließ sich jedoch schwieriger abschütteln als die zu Louise Nast: Wußte Hölderlin schon 1793 für sich, er wolle Elise nicht heiraten, so wird es mindestens zwei weitere Jahre dauern, bis die Familien und Elise auch zu dieser Einsicht kommen. Die endgültige Auflösung des Verhältnisses geschah frühestens im Herbst 1795. Trotz seiner zunehmenden Abneigung gegen Elise scheint Hölderlin nicht imstande gewesen zu sein, diesen Schritt selber früher zu vollziehen. Rückblickend schreibt er 1799 an seine Mutter, er sei sogar noch im Sommer 1795 „fest gesonnen [gewesen], nicht leichtsinnig abzubrechen“ (StA VI, 362). Erst durch seine Ablehnung dreier Stellenangebote (zwei Pfarrstellen, wo die Ehe mit Elise vorgesehen war, und eventuell eine Repentenstelle in Tübingen) wurde es den LeBrets klar, daß ein weiteres

Harren auf Hölderlin sinnlos gewesen wäre. Auf diese Angebote ist jetzt näher einzugehen.

Im Juli 1794 antwortet Hölderlin offensichtlich gereizt und nur widerwillig auf einen Brief von der Mutter, in dem von einem Pfarrangebot, vermittelt durch Elise LeBret, die Rede war. Die relevante Passage lautet wie folgt:

*Überdiß gesteh' ich Ihnen, daß mir ein Theil Ihres Briefes es beinahe unmöglich machte, ihn unmittelbar auf den Empfang zu beantworten, wiewol ich im Grunde, was diesen Fall betrifft, längst entschlossen war. Ich sahe längst, daß ich meine Bildung so gut als aufgeben müßte, wenn ich jezt schon eine feste häusliche Lage wählen solte. Sie werden mir vielleicht, wie in manchen Fällen, das Beispiel anderer entgegensetzen, die sich glücklich schätzen würden, eine so frühe Versorgung zu finden, wie es die Leute nennen. Aber es ist, wie ich glaube, weder Unbescheidenheit, noch Trümmerei, wenn ich für mein Wesen, so weit ich seine Bedürfnisse kenne, für jezt noch eine Lage notwendig halte, in der ich mer Möglichkeit vor mir sehe, an mannigfaltigen Gegenständen, one die Einschränkungen eines fixirten bürgerlichen Verhältnisses meinen Geist und mein Herz zu nähren. Liebe Mutter! es ist Pflicht, seinen eigentümlichen Charakter zu kennen, sei er nun gut oder schlimm, und so viel möglich, sich in Umständen zu erhalten, oder sich in solche zu versetzen zu suchen, welche gerade diesem Charakter günstig sind. Überdiß ist es ganz gegen meine Grundsätze, auf solchem Wege in eine Stelle der bürgerlichen Gesellschaft einzutreten. Wäre es in meinem Falle auch nur ein böser Schein, so will und soll ich vorzüglich in einer solchen Angelegenheit, auch diesen meiden.*

*Ich bin, aus den angeführten Gründen, gewis, daß Sie meinen nach wiederhohlter unbefangener Ueberlegung gefaßten Entschlus billigen, um so mer, da ich Sie bei dieser Gelegenheit versichere, daß ich niemals einen Weg zu meiner künftigen Wirksamkeit wählen werde, wo ich Ihnen auf irgend eine Art zur Last fallen, oder gar Unehre machen könnte. Sie sagen mir, daß Sie die L[ebretin]. bedauern. Ich denke aber, wenn sie mir im Ernste gut ist, so kann sie nichts wünschen, was wider meinen Karakter ist. War es ihr aber nur so halb Ernst, nun so wird sie sich trösten, und ich mus mich auch zu trösten suchen. So ser ich wünsche, ein solches Verhältnis, so sonderbare Seiten es auch in meinen Augen immer hatte, nie zu brechen, so getraue ich mir doch nicht, sie gerade heraus zu bitten, mir zu lieb ei-*

*nem Glück zu entsagen; denn das wird es wie ich hoffe, doch für sie sein. Ich überlasse diß Ihnen, liebe Mutter, wenn Sie anders zu irgend einer Entscheidung – oder sagen Sie, was Sie vielleicht schon gesagt haben, ich sei verreist, und schreibe nicht. – Gottlob! so hätt' ich den schwierigen Punkt von der Brust weg. Sie können glauben, daß es meinem törichten Herzen schwer wurde, so vernünftig zu schreiben, denn ich bin, wenn ich die Sache genau besehe, doch unruhig, nicht um meinetwillen, sondern um ihretwillen. (StA VI, 122f.)*

Die Umstände des Angebots werden nicht genannt, aber aus dem Kontext des Briefes geht hervor, daß Elise LeBret dahinter steckte. Dazu Beck:

es erscheint [...] als möglich, daß die Sache unmittelbar mit Elise LeBret [...] zusammenhing und von ihr ins Rollen gebracht wurde. Sie hatte sich offenbar an die Mutter gewandt und anscheinend, um eine *Entscheidung* herbeizuführen, eine für sie bestehende Möglichkeit anderweitiger Verheiratung geltend gemacht. Da Elisens Vater als Kanzler bei der Besetzung der dem Patronat der Universität unterstehenden Pfarreien – z.B. der in Wolfenhausen, die 1799 Elisens Bräutigam Ostertag erhielt [...] – mitzureden hatte, mag es sich in dem Briefe der Mutter um eben eine solche Stelle gehandelt haben. (StA VI, 680)

Ein Werber wird gegen den anderen ausgespielt, der Gewinner erhält die Pfründe und die Frau! Aus Hölderlins Hinweis auf die Bemerkung der Mutter („Sie sagen mir, daß Sie die L. bedauern.“) geht jedoch hervor, daß Elise diesen Kuhhandel nicht unbedingt selber trieb, sondern ihm vielmehr ausgeliefert war. Möglicherweise wollte der Kanzler seine Tochter unter Druck setzen; schließlich hatte er elf Kinder zu versorgen. Es ist z.B. denkbar, daß er einen anderen Kandidaten ins Spiel brachte, von dem Elise weniger begeistert war (und dies Hölderlins Mutter in ihrem nicht erhaltenen Brief gestand), um Hölderlin zu einer Entscheidung für seine Tochter zu drängen. Aus seiner Sicht wäre Hölderlin wohl keine schlechte Partie für seine Tochter gewesen: er gehörte zu den besseren in seiner Promotion, hatte also durchaus Aussichten auf eine erfolgreiche Karriere in der Kirche, er kam aus einer vermögenden Familie und war mit den höheren Rängen der württembergischen Ehrbarkeit versippt, ja, LeBrets ehemaliger Lehrer an der Tübinger Universität, Otto Christian von Lohenschield, der ihn und sein Interesse an der Geschichte gefördert hatte,

war Hölderlins Onkel.<sup>29</sup> Hölderlin geht jedoch nicht auf das Spiel ein. Wenn Elise ihm „im Ernste gut ist“, werde sie ihn nie zu etwas zwingen wollen, was „wider [seinen] Charakter“ wäre. Andererseits will er seiner Mutter zu verstehen geben, daß das Gegenteil auch möglich sei, daß es ihr vielleicht „nur so halb Ernst“ war, in welchem Fall es wohl besser wäre, sie gingen ihre eigenen Wege und suchten ihren Trost anderswo. Die Trennung von Elise wolle er aber letzten Endes nicht, behauptet er hier zumindest seiner Mutter gegenüber. Er würde Elise lieber darum bitten, auf den anderen Werber zu verzichten und weiter auf ihn zu warten, aber er wage es nicht, denn er fürchte, er könnte sie eventuell dadurch um ein künftiges Glück bringen: „So ser ich wünsche, ein solches Verhältnis, so sonderbare Seiten es auch in meinen Augen immer hatte, nie zu brechen, so getraue ich mir doch nicht, sie gerade heraus zu bitten, mir zu lieb einem Glük zu entsagen“ (StA VI, 123). Diese Bitte will er vielmehr der Mutter überlassen! Sie solle auf irgend eine Weise – hier gibt ihr Hölderlin keine klaren Anweisungen, im Gegenteil, er unterbricht sich selbst, bevor er seine Gedanken ausgeführt hat – Elise dazu bringen, weiter auf ihn zu harren, wenn es sein muß auch unter dem Vorwand, er „sei verreist, und schreibe nicht“. Auf diese Art würde er Zeit für sich gewinnen, ohne mit ihr brechen zu müssen, und hätte so „Gottlob! [...] den schwierigen Punkt von der Brust weg“. Offensichtlich bedrückt es ihn, daß Elise auf eine sichere Zukunft mit einem anderen verzichten sollte, um sich auf eine recht unsichere Zukunft mit ihm einzulassen. Er spricht ungern so „vernünftig“, d.h. so kalkulierend und herzlos über die Affäre, und wird „unruhig“, wenn er Elisens Lage bedenkt. Aber zu diesem Zeit-

---

<sup>29</sup> LeBret gedenkt seines Lehrers in der philosophischen Fakultät, des ersten Inhabers des neuingerichteten Lehrstuhls der Geschichte, in seiner Autobiographie aus dem Jahr 1796 mit den Worten: „Dieser vortreffliche Mann sagte ihm [sc. LeBret], als er [sc. LeBret] sich von [ihm] trennen mußte, um eine litterarische Reise zu machen, zum Abschiede, daß er ihn nicht mehr bey Leben antreffen würde, daß er aber wünschte, er möchte ihm in seinem Lehramt folgen.“ (Kurze Biographie von Johann Friedrich le Bret, Kanzler der Universität Tübingen, Herzogl. Rath, D. und Prof. Theol. Primarius, erster Frühprediger und Propst der St. Georgenkirche, auch Abt zu Lorch, o.O. 1796, 1 f.) Nach dem Tod von Hölderlins Vater im Juni 1772 zieht die Mutter zu der Schwester ihres verstorbenen Mannes, Maria Elisabetha von Lohenschiold, der verwitweten Frau des Tübinger Professors. Von dieser Tante erbte Hölderlin nach ihrem Tod im Mai 1777 1393 Gulden. Vgl. StA VII 1, LD 12, 295–297.

punkt behauptet er trotzdem, er wolle das „sonderbare“ Verhältnis weiterleben lassen, ja, er wolle „nie“ mit ihr brechen.

Die Pfarre jedoch will Hölderlin auf keinen Fall annehmen. Dagegen bringt er zwei Argumente vor. Das erste betrifft die Zeit: „für *jezt noch*“ wolle er sich „one die Einschränkungen eines fixirten bürgerlichen Verhältnisses“ weiterbilden; das zweite betrifft sein Ehrgefühl: er wolle sein Amt allein durch eigenes Verdienst, nicht durch Protektion erhalten. In beiden Fällen führt er Gründe auf, die darauf zielen, bei der zwar ehrwürdigen, aber nach recht konventionellen Mustern denkenden Mutter auf Verständnis zu stoßen.

Zunächst zum zeitlichen Argument: Hölderlin stellt seiner Mutter hier seine Hofmeisterzeit als zeitlich begrenzte Ausbildungszeit dar, der erst später die Bedienstung als Pfarrer folgen sollte. Der Plan, und würde er auch nur taktisch eingesetzt, um die Mutter zu beruhigen, war nicht ungewöhnlich. Wegen der Knappheit an vakanten Pfarrstellen bzw. des Überschusses an ausgebildeten Theologen ohne Anstellung in Württemberg suchten viele junge Abgänger vom Tübinger Stift erst Arbeit als Hofmeister, um die Zeit bis zur ersten Anstellung zu überbrücken. Diese erfolgte im 18. Jahrhundert im Durchschnitt erst mit 30 Jahren;<sup>30</sup> für Hölderlins Promotion lag das Durchschnittsalter sogar bei 34.<sup>31</sup> Mit Recht spricht Hölderlin also in diesem Brief von einer „so frühe[n] Versorgung“ (StA VI, 122); auch seine Bemerkung im Brief vom 26. Dezember 1794 an die Mutter muß in diesem Zusammenhang verstanden werden: „Die Bequemlichkeit, die ich freilich auf einer Pfarre mer fände, als in meiner jetzigen Lage, wird mir im dreißigsten Jahre desto besser bekommen.“ (StA VI, 145) Er kann sich auf den Normalfall berufen, wenn er der Mutter seinen Entschluß damit begründet, eine Anstellung „für *jezt noch*“ abzulehnen.

---

<sup>30</sup> Martin Hasselhorn: Der altwürttembergische Pfarrstand im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1958, 20; 84.

<sup>31</sup> Berücksichtigt werden hier nur die siebzehn Kompromotionalen, die erst als Pfarrer, nicht etwa erst als Lehrer wie Philipp Gottlieb Landerer (1770–1840) und Jakob Friederich Märklin (1771–1841) bedienstet wurden. Johannes Jakob Efferenns (1770–1824) erste Bedienstung ab 1797 als Präzeptor an der Lateinschule in Herrenberg wurde nicht berücksichtigt, sondern erst seine Anstellung als Pfarrer 1805 in Fleinheim.

Dagegen käme eine Anstellung als 24-jähriger meist nur bei den adligen Patronatsorten in Württemberg vor, wo Protektion, verwandtschaftliche Beziehungen oder Einheirat den Ernennungsprozeß oft entscheidend lenkte. 1795 wurde z.B. Hölderlins Kompromotionaler Carl Ludwig Reyscher mit knapp 25 Jahren zum Pfarrer in seiner Heimatstadt Unterriexingen ernannt. Sein Vater war Stabsamtmann bei der Herrschaftsfamilie von Zwielerlein, die das Patronat der Stadt mit der württembergischen Krone teilte. Offensichtlich erhielt er über seine verwandtschaftlichen Beziehungen das Amt. Übrigens heiratete er im Jahr darauf Elisens jüngere, erst zwanzigjährige Schwester, Charlotte Marie LeBret (1776–1839); scheinbar hatte Vater LeBret nichts gegen junge Ehemänner für seine Töchter. Reyscher wurde als erster aus Hölderlins Promotion mit einem Pfarramt bedienstet. Ferdinand Wilhelm Friedrich Rothacker, von Denkendorf bis Tübingen der letzte der Promotion, in Maulbronn 1787 fast „ob ignorantiam“ aus der Schule entlassen (StA VI, 520), war der zweite. Er erhielt 1797 die Pfarrei in Kieselbronn, auch einem edelmännischen Patronatsort, wo er allerdings bis Ende seines Lebens bleiben mußte.<sup>32</sup> Die Familie von Göler nominierte Rothacker wohl mit der Bedingung, daß er eine Tochter des Vorgängers, Christoph Heinrich Zahn (1747–1797), heirate.<sup>33</sup> Weitere drei Jahre vergingen, bis ein weiterer aus der Promotion (Jonathan Heinrich Faber, 1771–1835) ins Amt kam. Erst

---

<sup>32</sup> Die Pfarre in Kieselbronn gehörte zu den schlechteren im Lande, vor allem wegen des baufälligen, kaum bewohnbaren Pfarrhauses, dessen Zustand Rothacker und auch sein Vorgänger regelmäßig in den Visitationsberichten beklagte. Erst 1810 wurde das Haus in einen besseren Zustand versetzt. Vgl. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 281 Bü 957 (1800); A 281 Bü 963 (1797, 1802, 1803, 1809); A 29 Bü 2261 (1810).

<sup>33</sup> Seine erste Frau war Juliane Elisabeth Zahn, Tochter des Amtsvorgängers Christoph Heinrich Zahn (1747–1797) in Kieselbronn (vgl. Baden-Württembergisches Pfarrerbuch). Die Einheirat wurde vor allem in den adligen Patronatsorten praktiziert, denn auf diese Weise konnten – und mußten – die Angehörigen des verstorbenen Pfarrers durch den nächsten Pfarrer versorgt werden, und fielen so der Herrschaftsfamilie nicht zur Last. Im Herzogtum wurden Pfarrwitwen und ihre Kinder durch eine soziale Kasse, den sog. Fiscus charitativus unterstützt, und die Einheirat wurde grundsätzlich vermieden. Für diese Erklärung danke ich Dr. Hermann Ehmer, Landeskirchliches Archiv Stuttgart. Vgl. Hasselhorn [Anm. 29], 19.

zwischen 1802 und 1807 erfolgten die Erstanstellungen der anderen Theologen aus Hölderlins Promotion.

Als weiteres Beispiel für die ungewöhnlich frühe Anstellung durch Einheirat dient auch der um zwei Jahre ältere Magenau, der 1794 mit 26 Jahren die Pfarre in Niederstotzingen, auch einem adligen Patronatsort, mit der Bedingung erhielt, Friederike Henrike Wilhelmine Hagmaier, Tochter seines vor kurzem verstorbenen Vorgängers Johann Conrad Hagmaier (1735–4. 2. 1794), zu heiraten.<sup>34</sup> Auf Magenaus Entscheidung, sich auf diese Weise zu arrangieren, reagierten Hölderlin und Neuffer mit Unverständnis, sogar Empörung. So Hölderlin an Neuffer: „Von Magenau hab’ ich vergessen zu schreiben. Ich begreif ihn nicht. Aber Du must ihn doch nicht ganz wegwerfen, lieber Bruder! vielleicht findest Du einmal wieder eine beßre Seite in ihm auf.“ (StA VI, 111) Als „Verrat an sämtlichen Prinzipien der Revolution und des im Tübinger Stift beschworenen Freundschaftskultes“ bezeichnet Andreas Gestrich etwas überspitzt Magenaus Schritt in die „Versorgungsehe[ ] alten Stils“, sieht aber hier sehr richtig die politische Dimension der Entscheidung.<sup>35</sup> Auch Hölderlin wird ein paar Jahre später ein ähnliches Angebot gemacht; dem Bruder nennt er ganz klar seine Gründe dagegen:

*Du siehest aber selber, lieber Bruder! wie das Dein und mein Herz drüken müßte, wenn wir uns in eine solche innige Verbindung mit einem Wesen wagten, das wir, ohne eine vakante Pfarrstelle oder dergleichen, im Leben vielleicht mit keinem Auge gesehn, oder auch bei gelegentlicher Ansicht wahrscheinlich doch wohl nicht als das Einzige betrachtet hätten, womit wir einen Bund aufs ganze Leben schließen möchten. Ein solch Verhältniß muß, nach meiner Meinung, nicht einmal veranlaßt seyn durch eine andre Rücksicht. Es darf in beeden Theilen nicht der leise Wunsch sich regen, daß man sich gefallen möchte, weil es so gerade recht sich schikte. Da ferner schon die Erklärung gegeben ist, daß nur ein solcher, der das Mädchen heurathete, den Dienst bekommen sollte, so wär’ es ungereimt, noch um*

<sup>34</sup> Vgl. Rudolf Friedrich Heinrich Magenau: Skizze meines Lebens, Stutt. cod. hist. 4° 561 (Handschriftenabteilung, Württembergische Landesbibliothek), 44–47.

<sup>35</sup> Andreas Gestrich: Die evangelische Kirche in Württemberg und die Französische Revolution. In: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte 91, 1991, 126–147; 136f.

*die Erklärung zu bitten, daß einzig um der eigenen Tauglichkeit willen und sonst aus keiner andern Rücksicht einem die Stelle wäre zuerkannt worden. Und nur bei einer solchen Erklärung könnt' ich mich entschließen, einen solchen Dienst zu nehmen, wenn nicht andere Gründe mich bestimmten, überhaupt noch jezt nicht einen solchen Dienst zu nehmen.*

(4. 2. 1797; StA VI, 234f.)

Hier werden Ehe und Dienst rigorosen moralischen Prinzipien unterworfen: das Ehebündnis muß frei und unabhängig von Vorteil und Eigeninteressen geschlossen, der Dienst allein aufgrund der Tauglichkeit des Kandidaten, frei und unabhängig von Protektion angenommen werden. Die von Kanzler LeBret vermittelte Pfarre, die Hölderlin auch Elise als Ehefrau beschert hätte, wäre mit seiner moralischen Auffassung der Ehe und des Dienstes nicht in Einklang zu bringen gewesen. Hölderlins der Philosophie entnommene moralische Rigorosität deckte sich offensichtlich nicht mit der Praxis der Amtsvergabe in Württemberg, von der kein geringerer als der Pietistenvater Johann Albrecht Bengel konstatierte: „Ein Grundgesetz in Württemberg ist: wer emporkommen will, muß entweder ein Herrensohn-Sohn seyn, oder sich in eine solche Familie durch Heirath begeben.“<sup>36</sup> Auch Hölderlins Mutter erwartete in Fragen der Bedienstung nicht, daß nach strengen Prinzipien gehandelt wird; was ihr als landläufige Praxis bekannt war, mußte auch ihrem Sohn gerade recht sein. Allerdings versucht Hölderlin in seinem Brief ihr Ehrgefühl anzusprechen, wenn er seine Ablehnung so begründet: „ich [werde] niemals einen Weg zu meiner künftigen Wirksamkeit wählen [...], wo ich Ihnen auf irgend eine Art zur Last fallen, oder gar Unehre machen könnte.“ (StA VI, 122f.)

Zwei Fragen sind bis heute im Hinblick auf dieses Pfarrangebot unbeantwortet geblieben: erstens, um welche Pfarrei konnte es sich damals gehandelt haben? Und zweitens, gibt es Indizien dafür, daß Kanzler LeBret durch seinen Einfluß Hölderlin und seine Tochter mit einer Pfarrei versorgen wollte? Auf die zweite Frage finden sich zwei widersprüchliche Antworten in den älteren Quellen. In seiner Biographie behauptet Christoph Theodor Schwab, allerdings ohne Beleg, Elisens Eltern seien „ei-

<sup>36</sup> Johann Christian Friedrich Burk: Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken, Stuttgart 1831, 500; zit. nach Hasselhorn [Anm. 30], 29.



nem solchen Verhältniß entgegen“ gewesen.<sup>37</sup> Ernst Zimmer behauptet in einem Brief an einen Unbekannten vom Jahr 1835, Kanzler LeBret habe beabsichtigt, Hölderlin durch Begünstigung als Schwiegersohn zu gewinnen. Die Stelle aus dem Brief lautet wie folgt:

Als Er [Hölderlin] ausstudirt hatte, wolte der damahlige Canzler LeBrett Hölderlin solte den Pfarrer Dinst In Wolfenhausen annehmen, den damahls die Unversidet zu vergeben hette, denn wolte Er ihm seine Tochter geben, Hölderlin schlug aber daß Anerbieten aus. erstlich wolte er keinem Weibe den Dienst zu verdanken haben, und zweitens hatte er nie Neigung zur Theologi er konte sich mit Ihr nie Befreinden.

(StA VII 3, 133)<sup>38</sup>

Auch diese Konstatierung ist problematisch, denn die Korrespondenz zwischen Elise, Hölderlins Mutter und Hölderlin über die vakante Pfarrei fand schon 1794, also fünf Jahre vor der Besetzung der Pfarrei in Wolfenhausen, statt. Es scheint daher unwahrscheinlich, daß sie sich auf die Pfarrei in Wolfenhausen beziehen konnte.<sup>39</sup> In seinem Kommentar notiert Adolf Beck, daß Wilhelm Friedrich Ostertag wohl durch den Einfluß des Kanzlers LeBret die Bedienstung in Wolfenhausen wie auch Elise zur Frau erhielt. „Das über Hölderlin Gesagte ist wohl Konstruktion.“ (StA VII 3, 136), behauptet er weiter, wahrscheinlich wegen der Zeitdis-

<sup>37</sup> Christoph Theodor Schwab: Hölderlin's Leben. In: Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke. 2 Bde., hrsg. von Chr. Th. Schwab, Stuttgart und Tübingen 1846, Bd. 2, 277.

<sup>38</sup> Adolf Beck bringt diese Briefstelle in Verbindung mit einem 1843 in Paris erschienenen Nachruf von J. Duesberg, wo es heißt: „Ses études terminées, on offrit à Hoelderlin un emploi de pasteur et un mariage tout à la fois: c'était une position toute faite. Hoelderlin refusa; la passion des lettres l'emporta sur tout le reste: il était pressé de se produire sur la scène du monde et de se faire un nom.“ (StA VII 4, Nr. 34, 216) Beck vermutet, Duesberg habe entweder Zimmers Brief gekannt oder eventuell sich mit Zimmer bei einem Besuch in Tübingen unterhalten (ebd., 219).

<sup>39</sup> Der damalige Pfarrer in Wolfenhausen, Georg Heinrich Gmelin (1757–1824), wurde erst 1786 nominiert, war also 1794 noch nicht sehr lange im Amt. Bitten unzufriedener Pfarrer um eine Beförderung auf eine bessere Pfarrei wurden auf einem Petenzettel in der Beilage zum Visitationsbericht notiert; in den für den Zeitraum 1794–1799 vorhandenen Beilagen erscheint Gmelins Name nicht. Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 281 Bü 626.

krepanz zwischen der brieflichen Korrespondenz und der Pfarrbesetzung. Es könnte aber auch sein, daß Zimmer im Verlauf der vielen Jahre zwei getrennte Ereignisse etwas durcheinandergebracht hat. Ersetzen wir nämlich „den Pfarrer Dinst In Wolfenhausen“ durch „einen Pfarrdienst“, dann stimmen Zimmers Bemerkungen mit Hölderlins Brief von Juli 1794 recht gut überein. Auch der von Zimmer genannte Grund, „er [wollte] keinem Weibe den Dienst zu verdanken haben“ deckt sich mit Hölderlins Brief an die Mutter: „Überdiß ist es ganz gegen meine Grundsätze, auf solchem Wege in eine Stelle der bürgerlichen Gesellschaft einzutreten.“ (StA VI, 122) Aber wenn nicht Wolfenhausen, um welche Pfarrei könnte es sich damals gehandelt haben? Auf diese Frage konnte ich bisher keine Antwort finden. Wolfenhausen war zwar nicht der einzige Patronatsort der Universität Tübingen; es waren insgesamt elf, davon drei, bei denen das Nominierungsrecht zwischen der Universität und der württembergischen Krone abwechselte.<sup>40</sup> Im Jahr 1794 wurden sogar zwei dieser Pfarreien besetzt, zum einen das Dekanat in Leonberg (wofür Hölderlin aber nicht qualifiziert gewesen wäre), zum anderen die Pfarrei in Dagersheim, die aber eine der abwechselnden zwischen Universität und Krone war. Im Jahr 1794 wurde sie nicht von der Universität, sondern vom Konsistorium besetzt, was den Einfluß des Kanzlers bei der Nominierung ausschließt.<sup>41</sup>

Obwohl die Frage nach der Pfarrei unbeantwortet bleiben muß, scheint es dennoch wahrscheinlich, daß das Angebot von Kanzler LeBret stammte. Mit seinen vielen persönlichen und amtlichen Verbindungen wäre es gut möglich, daß er über die Patronatspfarreien der Universität hinaus etwas für seine Tochter hätte finden können. Es wäre überdies kaum denkbar, daß Elise ohne die Hilfe ihres Vaters das Angebot an Hölderlin hätte vermitteln können. Die Umstände deuten darauf hin, daß

---

<sup>40</sup> Die Patronatsorte der Universität Tübingen waren: Asch, Brackenheim, Feuerbach, Holzgerlingen, Leonberg, Neckartailfingen, Weil im Dorf und Wolfenhausen; abwechselnd mit der württembergischen Krone: Dagersheim, Darmstadt und Eningen. Vgl. Christian Sigel: Das evangelische Württemberg. Hauptteil 1: Ortsteil. Typoskript, Universitätsbibliothek Tübingen (LS theol K 574).

<sup>41</sup> 1794 erhielt der amtierende Pfarrer in Dagersheim, Georg Christoph Sigwart (1748–1808) das Dekanat in Leonberg, Johann Christoph Heinrich Hecker (1758–1842) die Pfarre in Dagersheim. Vgl. Dagersheimer Kirchenvisitationsakten, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 281, Bü 208, 1794, 1797.

Kanzler LeBret sehr wohl von dem Tun seiner Tochter wußte, daß er also von der Bindung zwischen ihr und Hölderlin wußte, sie billigte und sich auch für sie einsetzte.<sup>42</sup>

Am 30. Juli 1794, nur wenige Wochen später, schreibt Hölderlin wieder sichtlich verstimmt in einem Brief an die Mutter über die beigelegten Briefe von Elise:

*Daß in den Briefen, die ich eingeschlossen bekomme, das Datum immer um ein paar Monate früher angesetzt ist, als der Brief wirklich geschrieben ist, ärgert mich. Denn das weis ich doch gewis, daß der Brief nirgends ein paar Monate liegen bleibt. Ich kann so eine Falschheit nicht leiden, und auch die Briefe sind etwas leer. Es ist aber übrigens gut, daß ich so zuweilen durch die Erinnerung an meine alten Thorheiten, die doch auch ihr Gutes hatten, vor neuen gewarnt werde, wiewol in diesem Eremitenleben die Gelegenheit gänzlich mangelt. Ich kann also, wenn es sein mus, gar wohl treu bleiben. (StA VI, 130)*

Vermutlich hat Elise auf seine Reaktion auf die über ihren Vater vermittelte Pfarrei gewartet, um dann eigene, zurückdatierte Briefe zu schreiben, die so aussehen sollten, als wären sie schon vor seiner Antwort geschrieben. Noch einmal durchschaut Hölderlin Elisens Spielereien und zeigt der Mutter hier deutlich seinen Widerwillen gegen ihre „Falschheit“ und die Oberflächlichkeit ihrer Gedanken. In ihren Briefen muß Elise ihn wohl an vergangene Episoden aus ihrem Liebesverhältnis erinnert haben, von Hölderlin hier abschätzig als „Thorheiten“ bezeichnet, die er jetzt nur noch als Warnung vor neuen, ähnlich unüberlegten Affären schätzen kann. Der Kontext von Hölderlins angeblichem „Eremitenleben“ in der

---

<sup>42</sup> Es ist gut möglich, daß Kanzler LeBret bemüht war, unter den Stiftlern passende Heiratskandidaten für alle seine Töchter zu finden. In der Schelling-Biographie des Sohnes gibt es über den Kanzler die Bemerkung, daß er zu jenen „schwachen Lehrern“ gehört habe, „die, um sich etwas populär zu erhalten, den angesehensten unter den Studenten selbst den Hof machen.“ (Aus Schellings Leben. In Briefen. Erster Band. 1775–1803, Leipzig 1869, 52) Vielleicht diente diese „Hofmacherei“ auch dem Zweck, seine Töchter mit aussichstvollen Ehemännern zu versorgen. Vor allem im Falle der dritten Tochter, Christiane Friederike, scheinen seine Bemühungen Früchte getragen zu haben: ihr Mann, Christian Friedrich Eisenlohr, war Primus seiner Promotion. Für diese Auskunft bin ich Dr. Michael Franz verbunden.

Nähe der Wilhelmine Kirms ist schon bekannt. Desto frappierender erscheint deswegen sein allerdings wenig begeistertes Versprechen, „treu [zu] bleiben“. Dem Kontext nach muß Elise hier gemeint sein. Trotz offen eingestandenen Widerwillens werde er die Bindung zu Elise „wenn es sein mus“ aufrechterhalten; wohl sind es die Erwartungen beider Familien, die ihn dazu zwingen.

Im Dezember 1794 reagiert Hölderlin in einem Brief an seine Mutter auf ihren Vorschlag einer weiteren möglichen Bedienstung, diesmal in Neckarhausen. Wie im Brief vom Juli 1794 schließen auch hier Bemerkungen über Elise LeBret unmittelbar an die Besprechung der erwogenen Pfarrstelle an, was den Anschein erwecken könnte, auch hier hätte sie ihre Hand im Spiel gehabt:

*Sie fragen mich, ob ich nicht Lust hätte zur Pfarre in Nekarshausen? Ich gestehe, daß es mir ser schwer werden würde, jezt schon von meiner Wanderschaft, und meinen Beschäftigungen, und kleinen Planen zurückzukehren, und mich in ein Verhältnis einzulassen, das doch, so viel ehrwürdiges und angenehmes es hat, mit meinen jezigen Beschäftigungen und mit dem Fortgange meiner Bildung zu unvereinbar ist, als daß es nicht eine mißliche Revolution in meinem Karakter bewirken müßte. Auch ferne ist man sich nahe, liebe Mutter! Die Bequemlichkeit, die ich freilich auf einer Pfarre mer fände, als in meiner jezigen Lage, wird mir im dreißigsten Jahre desto besser bekommen. Auch möcht' ich einen Versuch nicht wagen, der mich mit Leuten, die mich nicht kennen, und nie kennen werden, in ein Supplikantenverhältnis setzt. Hätt' ichs nötig, so würde die lezte Rücksicht zu unbedeutend sein, um mich davon abzuhalten. Meiner Freundin in T. schreib' ich heute noch. Ich gesteh Ihnen, daß ich nach allem, wie ich sie beurteilen muß, nicht wünschen kann, ein engeres Verhältnis mit ihr geknüpft zu haben, oder noch zu knüpfen. Ich schäze manche gute Eigenschaft an ihr. Aber ich glaube nicht, daß wir zusammen taugten. Und so schreib ich ohne irgend eine Ursache, als aus der einzigen, weil ich indessen oft unbefangen über ihren Karakter und ihr ehemaliges Benehmen gegen mich nachdachte. Nicht, als wär' es je schlimm gewesen, aber es war nicht so, um mich zu einer unwiderruflichen Wahl bestimmen zu können. (StA VI, 145f.)*

Hölderlin begründet seine Ablehnung hier ähnlich wie vor sechs Monaten: erstens sei er noch nicht bereit, seine Ausbildung abzubrechen, und zweitens wolle er nicht durch seine Bedienstung in ein Abhängigkeitsverhältnis von seinem Gönner versetzt werden. Direkt anschließend folgt sein Versprechen, seiner „Freundin in T[übingen].“ zu schreiben, dann seine Besprechung ihres Verhältnisses. Zu dieser Stelle schreibt Beck in seinem Kommentar: „Da sich hier – ganz ähnlich wie in Nr. 82 – die Erklärung über das Verhältnis zu Elise an die Ablehnung des Ansinnens der Mutter anschließt, ist es wohl denkbar, daß auch jetzt der Anstoß zu deren Anfrage von der *Freundin in T.* ausging.“ (StA VI, 712) Wenn das der Fall sein sollte, dann muß ein anderer Mechanismus der Einflußnahme im Spiel gewesen sein, denn Neckarhausen gehörte nicht zu den Patronatsorten der Universität. Das Württembergische Konsistorium ernannte normalerweise den Pfarrer in Neckarhausen, aber gerade um diese Zeit haben besondere Umstände dieses Verhältnis geändert. 1796 erhielt das Nürtinger Spital, eine der reichsten Institutionen im Herzogtum, das Patronats- und Besetzungsrecht für die unweit gelegene, dem Nürtinger Dekanat unterstellte Pfarrei in Neckarhausen.<sup>43</sup> Auf einmal fiel die Wahl des Neckarhausener Pfarrers also den Stadtvätern Nürtingens zu. Beck ist dieser Umstand auch nicht entgangen: „Das Patronats- und Besetzungsrecht stand damals dem Spital in Nürtingen zu.“ (StA VI, 712); er sieht sogar einen möglichen Weg der Einflußnahme über den Spitalmeister in Nürtingen, dem Hölderlin unter anderen Notablen Nürtingens „wohl aus praktischen Erwägungen“ die Publikation der von ihm am Ende seines theologischen Studiums am Stift erfolgreich verteidigten Dissertation gewidmet hatte (StA II, 358; 973 f.). Es liegt also nahe, daß der Anstoß zu der Anfrage nach der Neckarhausener Pfarrei nicht von Elise, sondern von Hölderlins Mutter ausging, die ja so gerne ihren Sohn – mit Amt und Frau versehen – in ihrer Nähe gehabt hätte. Sie wird wohl von den neuen Verhältnissen in Neckarhausen Wind bekommen und dann vielleicht über ihre Verbindungen ein Wort für ihren Sohn bei den Nürtinger Instanzen eingelegt haben. Elise, die ja vor sechs Monaten ihrem Sohn zuliebe auf einen anderen Mann samt Pfarramt verzichtet hatte, wird sie wohl von

<sup>43</sup> Vgl. Jakob Kocher: Geschichte der Stadt Nürtingen, Stuttgart 1924, 62. Zur Klärung dieses Verhältnisses bin ich Reinhard Tietzen (Stadtarchiv Nürtingen) und Hermann Ehmer (Landeskirchliches Archiv Stuttgart) verbunden.

der Gelegenheit in Neckarhausen informiert haben mit der Hoffnung, ihr die frühere Enttäuschung auf diese Weise wieder gutmachen zu können. Die Bemühungen der Mutter waren jedoch umsonst. Hölderlin lehnte ab; unklar bleibt, ob er überhaupt eine Chance auf die Neckarhausener Pfarrei gehabt hätte. 1797 erhielt sie Immanuel Gottlob Denk (1764–1840), der ältere Bruder von Hölderlins Kompromotionalen Christoph Ludwig Denk (1770–1812) und Sohn des ab 1793 amtierenden Nürtinger Dekans Eberhard Ludwig Denk (1729–1807) – ein weiteres Beispiel der Pfründen- und Vetterleswirtschaft in Württemberg!

Nachdem Hölderlin in dem Brief an seine Mutter die Gründe seiner Ablehnung erklärt hatte, mußte er dann das Thema Elise LeBret anschneiden. Ihr werde er „heute noch“ einen Brief schreiben, wohl um ihr auch von seinem Vorhaben zu erzählen, „für *jezt noch*“ kein Pfarramt zu nehmen. Diesen Brief legte er wohl dem an seine Mutter bei, denn darauf beziehen sich vermutlich die letzten Zeilen seines Briefes: „Haben Sie die Güte, den beigelegten Brief zu versiegeln. Er bedarf glaub’ ich, keiner Adresse.“ (StA VI, 146) Dazu schreibt Beck: „der Dichter wußte wohl, daß die Mutter mit Elise in Verbindung stehe, und wünschte anscheinend keinen unmittelbaren und ständigen Briefwechsel mehr mit ihr.“ (StA VI, 712) Ob es schon zu diesem Zeitpunkt zu einer deutlichen Neudefinierung des Verhältnisses oder gar zu einem Bruch zwischen Hölderlin und Elise gekommen ist, ist jedoch fraglich. Dagegen spricht der kurze Zeit danach an Neuffer gerichtete Brief, worin Hölderlin auf Neuffers Frage eingeht, „wie es sich mit [s]einer Tübinger Geschichte verhalte?“ Seine Antwort lautet: „Wie immer.“ (StA VI, 153) Aber hier wie dort spricht Hölderlin unmißverständlich seine Abneigung gegen eine nähere oder dauerhaftere Beziehung zu Elise LeBret aus. Diese Abneigung, so versichert er in dem Brief an die Mutter, habe mit der Stelle in Neckarhausen nichts zu tun. Er sei schon früher von sich aus zu dem Schluß gekommen, Elise und er ‚taugten nicht zusammen‘. Und obwohl er beteuert, ihr „ehemaliges Benehmen gegen [ihn]“ sei nie „schlimm“ gewesen (StA VI, 145), klingt hier vielleicht leise sein „unverdiente[s] Leiden“ unter Elisens Kapricen an, das er später viel offener seinem Bruder bekannte (StA VI, 264).

Das Verhältnis zog sich wohl oder übel weiter ins Jahr 1795 hinein. Am 28. April 1795 gesteht er dem Freund Neuffer, wie sehr er ihn um seine innige Liebe zu seiner Verlobten, Rosine Stäudlin, beneide. Den Kontrast zum eigenen Verhältnis zu Elise LeBret ließ er nicht unbemerkt:

*Aber wie der Mensch ist! es fehlt ihm immer etwas, auch mir – und das bist Du, vielleicht auch ein Wesen, wie Dein Röschen ist. Es ist sonderbar – ich soll wahrscheinlich nie lieben, als im Traume. War das nicht bisher mein Fall? und seit ich Augen habe, lieb' ich gar nicht mehr. Es ist nicht, als wollt' ich mich von alten Bekantschaften lossagen – gelegenheitlich! Du wolltest mir einmal von der LeBretin schreiben, thue es doch! – aber halte das gegen Deine Liebe und ihre Freuden und Schmerzen und bedaure mich! (StA VI, 169f.)*

Bevor er „Augen“ hatte, d.h. Elise richtig kennenlernte, hatte er „im Traume“ geliebt, d.h. seine Ideale in sie übertragen, ohne die Person zu kennen. Jetzt kenne er sie, liebe sie nicht mehr, wolle sich aber nicht von ihr lossagen. Es scheint, daß er zu diesem Zeitpunkt noch immer nicht mit Elise brechen wollte oder konnte, daß er aber diese Lage als bedrückend, ja bemitleidenswert empfand.

Im Sommer 1795 war Hölderlin nach plötzlichem Weggang aus Jena wieder in der Heimat. Im Juli traf er sich mit Schelling und vielleicht auch mit Elise in Tübingen.<sup>44</sup> Wohl im Oktober 1795 schreibt Hölderlin aus Nürtingen einen Brief an Neuffer über seine Arbeitsaussichten: Ob er seine Antwort bezüglich der Erzieherstelle bei der Familie Ströhlin in Stuttgart, von der Neuffer ihn benachrichtigt hatte, noch aufschieben könne, bis er „Antwort von Frankfurt“ (d.h. von der Familie Gontard) habe. Dann kommt er auf ein Angebot vom vorigen Sommer zu sprechen, bei dem Elise LeBret wieder eine Rolle spielte:

*Das Verhältniß, das mich bestimmte, das Anerbieten, das mir diesen Sommer in Stutgard gemacht wurde, auszuschlagen, dieses bizarre Verhältniß, das Du kennst, würde mir wohl dißmal Ruhe lassen. Auf meinen letzten gewiß rechtlichen ehrlichen Brief, den ich nach Tübingen schrieb, hab' ich noch keine Antwort, und es war noch einige Tage vor meiner Abreise in's Unterland, daß ich schrieb. Wohl mir, wenn ein guter Gott mein Herz befreit! (StA VI, 182)*

---

<sup>44</sup> Vgl. StA VI, 760.

Mit dem „bizarre[n] Verhältniß“ ist die Beziehung zu Elise LeBret gemeint. Das Anerbieten, das er wegen dieser Beziehung ausschlug, war nach Adolf Beck entweder eine andere Erzieherstelle in Stuttgart oder Tübingen, oder eine Repetentenstelle im Stift. Letzteres erscheint vor allem im Hinblick auf einen im gleichen Zeitraum (25. November 1795) entstandenen Brief an Hegel plausibel. Hier wollte er Hegel davon abraten, seine Entscheidung für oder gegen eine Repetentenstelle im Stift von der seinen abhängig zu machen:

*Du willst Dich durch meinen Entschluß bestimmen lassen? Lieber! da thuest Du Dir Unrecht. Ich habe vorerst die Prätension gar nicht zu machen, taue schlechterdings nicht dazu, so wenig, als in irgend ein Verhältniß wo man verschiedene Charaktere, verschiedene Situationen vor sich hat, und dann hab' ich leider! noch ganz besondere Gründe, die ich meinen ehemaligen Tübinger Thorheiten danke. (StA VI, 185)*

Offensichtlich wollte Hölderlin auf Distanz zu Elise LeBret gehen, wohl um eine nähere Verstrickung mit ihr zu vermeiden.

Hölderlins Formulierung im oben zitierten Brief an Neuffer: „Das Verhältniß [...] würde mir *wohl dißmal* Ruhe lassen“ (meine Hervorhebung) suggeriert darüber hinaus das fortwährende Interesse Elisens an Hölderlins beruflichen Entscheidungen und ihre Fähigkeit, ihm in diesen Angelegenheiten lästig zu sein, ihm eben dabei keine Ruhe zu lassen. Das „dißmal“ bezieht sich auf die erhoffte Anstellung in Frankfurt: wenn er sie bekäme, dann glaubt er sich so lange sicher vor ihr und ihrer Einmischung in seine Angelegenheiten. Elise muß also noch zu diesem Zeitpunkt auf eine gemeinsame Zukunft mit Hölderlin durch die Einflußnahme ihres Vaters gehofft haben. Im August kam das Angebot der Erzieherstelle bei Gontards, durch Johann Gottfried Ebel vermittelt, das erst im Dezember endgültig festgelegt wurde. Wohl um sie darüber zu benachrichtigen, hatte er „vor seiner Abreise in's Unterland“, die Ende September oder Anfang Oktober 1795 stattfand, den „rechtlichen ehrlichen Brief“ an Elise geschrieben; auf eine Antwort darauf wartete er im Oktober noch. Der Brief muß recht sachlich gewesen sein und Elise auf keinen Fall Hoffnungen auf eine nähere Bindung gemacht haben. Hölderlin hoffte wohl, durch die Darstellung seiner Zukunftspläne Elise zu überzeugen, die Verbindung mit ihm von sich aus aufzulösen. Selber



konnte oder wollte er es immer noch nicht tun, wenn sein 1799 geschriebener rückblickender Brief an die Mutter wahrheitsgetreu sein sollte: „So sehr ich diß [daß er und Elise nicht zusammen taugten] bei meinem letzten Aufenthalt in Wirtemberg fühlte, so war ich doch, wie Sie selber wissen, fest gesonnen, nicht leichtsinnig abzubrechen.“ (StA VI, 362).

Anscheinend tat der Brief doch seine erwünschte Wirkung, denn direkt anschließend schreibt Hölderlin: „Aber sie sah es selbst ein, sie mußte sich auch wohl erinnern, daß sie mir noch in Tübingen Beweise genug gegeben hatte, daß sie sich in mein Wesen nicht recht zu finden wußte, und daß wir beede schon damals mehr aus einer gegenseitigen Gefälligkeit, als aus wahrer Harmonie die Bekantschaft fortsetzten.“ (StA VI, 362) Über Neuffer blieb Elise auch nach 1795 gelegentlich in Kontakt mit Hölderlin in Frankfurt, obwohl sie keine direkte Korrespondenz mit ihm führte.<sup>45</sup> Im März 1796 schreibt Hölderlin an den Freund: „Für die Nachricht von der LeBretin dank’ ich Dir; ich hätt’ es auch nicht um sie verdient, wenn sie nicht gut von mir gedacht hätte.“ (StA VI, 205) Von gemeinsamen Zukunftsplänen gibt es nach 1795 keine Belege in der Korrespondenz.

Hölderlins Mutter bemühte sich zwar weiter um Bedienstungen für ihren Sohn, jedoch ohne Elise als Mitbeteiligte zu erwähnen. Am 20. November 1796 muß Hölderlin Gründe für die Ablehnung einer Präzeptorstelle in der Heimatstadt Nürtingen vorlegen, die die Mutter sicherlich über ihre Kontakte in der Stadt für ihren Sohn zu gewinnen suchte. Hier argumentiert er u. a., seine dichterischen Beschäftigungen seien ihm „unentbehrliches Bedürfnis geworden [...], ohne welche für mich kein Glück der Erde genießbar ist“ (StA VI, 225). Das hielt die Mutter jedoch nicht davon ab, ihm im Januar 1797 ein weiteres Angebot zu vermitteln. Es handelte sich diesmal um eine Pfarrstelle mit Einheirat, woraus zu schließen ist, daß die Mutter auf jeden Fall zu diesem Zeitpunkt von der Auflösung des Verhältnisses zwischen Elise und ihrem Sohn wußte. In seiner

---

<sup>45</sup> Hölderlin schreibt seinem Bruder im Februar 1798, er habe bei sich in Frankfurt keine Briefe von Elise, als diese ihn über den Bruder um die Rückgabe ihrer Briefe bat: „Die Briefe, die ich Dir schiken sollte, nach dem Auftrage, den Du hattest, müssen wohl in Nürtingen in Verwahrung liegen. Hier hab’ ich keine.“ (B 152, StA VI, 264).

ablehnenden Antwort an die Mutter geht er nicht auf die Einheirat ein, sondern argumentiert wie früher, er sei noch nicht alt und erfahren genug, um zu sagen: „hier will ich stehen bleiben und ruhn!“ (StA VI, 232) Die Zukunft werde zwar anders aussehen, aber für jetzt müsse die Mutter Geduld mit ihm haben: „Es wird schon einmal anders werden. Ein ruhiger Ehemann ist eine schöne Sache; nur muß man einem nicht sagen, daß er in den Hafen einlaufen soll, wenn er von seiner Fahrt die Hälfte kaum zurückgelegt hat.“ (Ebd.) In dem nur wenige Tage später geschriebenen Brief an den Bruder (StA VI, 234f.), aus dem oben schon zitiert wurde, nennt er allerdings mit Nachdruck seine Gründe gegen die Einheirat.

Anfang 1798 bat Elise um die Rückgabe ihrer Briefe an Hölderlin. Ob zu dieser Zeit ein besonderer Anlaß sie zu dieser Entscheidung bewog, ist unbekannt. Die Verlobung mit ihrem künftigen Mann kann zu diesem Zeitpunkt nicht die Ursache gewesen sein, wenn die Information in dem anlässlich ihres Todes geschriebenen Lebensabriß stimmen sollte.<sup>46</sup>

Zum letzten Mal erwähnt Hölderlin Elise in dem Brief vom 4. September 1799 an die Mutter, die ihn in ihrem letzten Brief von Elisens Verlöbnis mit Wilhelm Friedrich Ostertag benachrichtigte:

*Es freut mich, daß die gute Le Bret einen so guten Mann sich wählte, wie Ostertag ist. Sie wird glücklicher mit ihm seyn, als sie es mit mir geworden wäre. Wir taugten nicht recht zusammen, und es ist das traurige bei solchen jugendlichen Bekantschaften, daß man sich erst kennen lernt, wenn man sich schon gegenseitig attachirt hat. So sehr ich diß bei meinem letzten Aufenthalt in Wirtemberg fühlte, so war ich doch, wie Sie selber wissen, fest gesonnen, nicht leichtsinnig abzubrechen. Aber sie sah es selbst ein, sie mußte sich auch wohl erinnern, daß sie mir noch in Tübingen Beweise genug gegeben hatte, daß sie sich in mein Wesen nicht recht zu finden wußte, und daß wir beede schon damals mehr aus einer gegenseitigen Gefälligkeit, als aus wahrer Harmonie die Bekantschaft fortsetzten. Überdiß wollte es sich nicht recht zu meinem Lebensplan und zu den Umständen, unter denen wir leben, schiken, daß ich so frühe Bräutigam seyn sollte. So wie ich jezt mich und unsere Zeit kenne, halte ich es für Nothwendigkeit, auf solches Glück, wer weiß, wie lange Verzicht zu thun, und*

---

<sup>46</sup> „In der zweiten Hälfte des Jahrs 1799 wurde sie mit dem [...] Gatten bekannt“, Gedächtnisschrift, 22.

*ich weiß aus Erfahrung, daß man auch ein Hagestolzenleben mit Würde führen kann. Wenn ich auch Pfarrer würde, so würde ich, wenn es anders nicht ganz gegen Ihre Wünsche wäre, lieber noch unverheurathet leben, und wenn Sie sich zur Hausmutter entschließen könnten, oder ich doch in Ihrer Nähe lebte, so wäre diß mir genug.* (StA VI, 362)

Auffallend ist hier, daß die Benachrichtigung von Elisens bevorstehender Heirat Hölderlin wie vor neun Jahren bei Louise Nasts Verlobung dazu veranlaßt, seiner Mutter gegenüber die Ehe für sich grundsätzlich abzulehnen. Die Konstituierung der damaligen Ehe als Interessengemeinschaft, verbunden mit Amt, Familienvermögen und Versorgungsstrategien, durch die seine Mutter ihn so gern an Württemberg, das Pfarramt und ein häusliches Leben gebunden hätte, mußte ihm beide Male besonders klar vor Augen gestanden haben – und Widerwillen in ihm erregt haben. Mit Elise LeBret hatte Hölderlin nie „wahre Harmonie“ empfunden. Aber darüber hinaus hätte er die Verwurzelung der Beziehung in kirchlichen und sozialen Institutionen und die Zweckmäßigkeit, die ihr deswegen anhaften mußte, mit seinem Charakter und „Lebensplan“ nie in Einklang bringen können. Tragische, aber konsequente Folge einer reinen, von allen Formen der Institutionalisierung freigehaltenen Liebe mußte jedoch das Erlebnis einer „der Wirklichkeit entrück[t]en“<sup>47</sup> Liebe sein, wie er sie damals mit Susette Gontard von Homburg aus erlebte. Sonst blieb ihm nur noch das „Hagestolzenleben“ in der Nähe seiner Mutter übrig.

---

<sup>47</sup> In ihrem fünften Brief an Hölderlin schreibt Susette Gontard: „Aber diese Beziehung der Liebe besteht in der Wirklichen Welt die uns einschließt nicht durch den Geist allein. auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu, eine Liebe die wir ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch fühlen keine Nahrung und Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur Träumerey werden oder vor uns verschwinden, sie bliebe, aber wir wüßten es nicht mehr und ihre wohlthätige Wirkung auf unser Wesen würde aufhören.“ (Ba 41, StA VII 1, 67).